



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Vergißmeinnicht 1935

6 (1935)

---

# Vergißmichicht



Illustrierte Zeitschrift der  
Mariannhiller Mission



Nummer 6

Juni 1935

53. Jahrgang

## Pfingsten

Der du in Flammenzungen dich  
Auf die Apostel senktest  
Und ihnen Licht und Mut und Kraft  
Zum hohen Werke schenktest,  
O komm, o komme auch zu uns,  
O Heil'ger Geist,  
Du ewige, göttliche Liebe!

Der du bis an der Zeiten End'  
Im Dom der Kirche weilest,  
Am siebenfachen Gnadenbrunn  
Die krank's Menschheit heilest,  
O heilige, heile auch uns,  
O Heil'ger Geist,  
Du ewige, göttliche Liebe!

Der du bis an der Zeiten End'  
Im Schiff der Kirche weilest  
Und Wogenschwall und Wogenprall  
Allmächtiglich zerteilest,  
O glätte die Fluten auch heut,  
O Heil'ger Geist,  
Du ewige, göttliche Liebe!

Der du in Flammenzungen dich  
Auf die Apostel senktest,  
Die heil'ge Kirche immerdar  
In Sturm und Frieden lenktest,  
O laß dich auch nieder auf uns,  
O Heil'ger Geist,  
Du ewige, göttliche Liebe!

Johannes Mahrhofer

## Ein historisches Pfingstfest

Die größte und glanzvollste Pfingstfeier, die Deutschland jemals erlebte, hat 1184, auf Wunsch Friedrich Barbarossas, bei Mainz stattgefunden. — Nach langen Jahren blutiger Kämpfe war endlich Friede eingekehrt und Eintracht herrschte im ganzen Lande. Die Macht der Welfen war gebrochen und durch den Frieden von Kostniz (Konstanz) Italien und die Kirche zufriedengestellt. Deutschland stand da in Glanz und Macht, wie man seit Karls des Großen Tagen dergleichen nicht mehr gesehen, und dem Kaiser, der bereits sein 63. Jahr erreicht hatte, schien endlich ein ruhiger Lebensabend zu winken.



Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen!

Um seiner Freude über die errungenen Erfolge Ausdruck zu verleihen (und gleichzeitig einige Reichsgeschäfte zu erledigen), beschloß Friedrich I., die Pfingsttage des Jahres 1184 besonders festlich zu begehen und auch das Volk teilnehmen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit sollte die Schwertleite (Wehrbarmachung) seiner beiden ältesten Söhne Heinrich und Friedrich stattfinden. Da Mainz für die zahlreichen Gäste nicht genügend Platz bot, wurde in der Ebene zwischen Rhein, Main und Taunus eine gewaltige Zeltstadt errichtet. In der Mitte erhob sich die aus Holz gezimmerte Kaiserpfalz und eine große Kapelle, daneben lagen Bauten für die Fürsten und Herren und rings umher zahllose Zelte für Gefolge und Troß, auf denen die bunten Banner lustig im Maienwinde flatterten.

Aus allen Gauen Deutschlands, zu Schiff, zu Roß, zu Wagen und zu Fuß kamen die Gäste des Kaisers herbei, Herzöge, Fürsten, Mark-

grafen, Grafen, Freiherren, Erzbischöfe, Abte und andere Würdenträger nebst Kriegern, Dienstmannen und einem ungeheueren Troß, Säger, Spielleute, Gaukler, dazu Tausende von Zuschauern. Allein die Zahl der Edelleute soll 70 000 betragen haben. Der Landgraf von Thüringen war mit über 1000, Herzog Bernhard von Weimar mit 700, Erzbischof Philipp von Köln mit 1700, der Abt von Fulda mit 500, der Herzog von Böhmen sogar mit 2000 Rittern zur Stelle. Einer suchte den andern an Größe des Gefolges und Pracht der Ausstattung zu überbieten.

Aber nicht nur aus Deutschland waren sie herbeigeeilt, auch Frankreich, Spanien, Italien, Syrien sowie alle slavischen Länder hatten ihre Vertreter entsandt, die Ritterschaft der ganzen christlichen Welt schien um Friedrich Barbarossa versammelt. Den Reigen der Festlichkeiten eröffnete am ersten Pfingsttage eine glänzende Prozession. An der Spitze des Zuges schritt der Graf von Hennegau mit dem Reichsschwert, ihm folgten des Kaisers Sohn, der junge König Heinrich, und Friedrich Barbarossa selbst mit seiner zweiten Gemahlin, der schönen Beatrix, der Tochter des burgundischen Grafen Reinhald.

Nach der Frühmesse des zweiten Pfingsttages empfingen der 19 jährige König Heinrich und sein Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, durch ihren Vater den Ritterschlag. Im Anschluß daran fanden große Kampfspiele (mit stumpfen Waffen) statt, an denen 20 000 Ritter teilnahmen, und auch der Kaiser beteiligte sich, der trotz seines Alters sein Roß mit jugendlicher Kraft zu tummeln und Schwert und Lanze sicher zu führen verstand. Die Preise im Wettstreit empfingen die Sieger aus den Händen der Kaiserin. Reiche Gaben, bestehend in Pferden, Waffen, kostbaren Gewändern, goldenem und silbernem Prunkgerät wurden an Ritter und Knappen verteilt.

Aber auch das Volk kam nicht zu kurz, namentlich der Kaiser und seine Söhne gaben mit vollen Händen. Arme und Kranke, Pilger und Gefangene wurden bedacht und durften sich überdies an Speise und Trank gütlich tun. Der Kaiser hatte ungeheuerere Vorräte an Lebensmitteln herbeischaffen lassen; allein für das Geflügel waren zwei riesige Holzbauten errichtet. Für Unterhaltung und Belustigung sorgten zahlreiche Säger, Spielleute und Gaukler. — Das große deutsche Nationalfest zu Mainz, das einzig in seiner Art gewesen ist, wurde von vielen Dichtern verherrlicht, es lebte noch lange in der Erinnerung des Volkes fort. E. E. R.

---

## Marienlied — aus fernem Süd

Unter diesem Titel brachten marianische Zeitschriften interessante Berichte und Einzelheiten aus der Mariannahiller Mission. Darunter auch Übersetzungen aus dem englischen „Natal-Advertiser“, wovon nachstehend einiges für unsere Freunde und Leser wiedergegeben sei. Was seit 40 Jahren in vielen englischen Blättern und Büchern über Mariannahill erschien, zeigt nebenbei ganz offensichtlich, wie deutsche Missionen in nichtdeutschen Kolonien deutsche Kultur in ehrenvolles Licht stellen. Das Mariannahiller Missionswerk macht auf jeden Besucher nachhaltigen Eindruck; insbesondere auf Nichtkatholiken, die nicht selten, von den gesunden Tatsachen völlig überzeugt, ihre sonderbaren und irrigen Vorstellungen

über katholische Religion, Kirche und Mission gründlich revidierten. Mancher kam als Gegner und Kritiker nach Mariannhill und ging als gewonnener Freund und Verteidiger der Wahrheit von dannen. Hervorragende Schriftsteller sahen das Kloster, die Arbeiten, den religiös-sozialen Einfluß auf Land und Volk und den seit Jahrzehnten voranschreitenden Umschwung. Als Engländer oder Amerikaner schrieben sie dann in vielgelesenen Zeitungen und Büchern ihre Berichte über das Wirken der Deutschen in Südafrika. Das auf den deutschen Namen fallende Licht kommt der Heimat und dem Vaterlande weit mehr zugute, als viele innerhalb der Reichsgrenzen ahnen mögen.

In den Mariannhiller Fremdenbüchern stehen lange Reihen von Einzelnungen aus höheren und höchsten Ständen, aus Welt und Kirche, aus katholischen und nichtkatholischen Kreisen aller Grade und Schattierungen. Darunter nicht wenige Zeitungsreporter. Einer von diesen soll nach freier Übersetzung aus dem genannten Natal-Advertiser hier zu Worte kommen.

„Vor 50 Jahren begannen die deutschen Trappisten in der südafrikanischen Wildnis ihr Werk. Sie fanden nichts als eine Grassteppe mit Busch und rauhem Gestrüpp, heute eine wohlbebaute, blühende Landschaft. Noch steht als wertgeschätzte Reliquie das winzige Blechhäuschen inmitten des Klosters, welches der deutsche Gründer, Abt Franz mehrere Jahre als erste „Abtei“ inne hatte. Hier sann er seine weitausschauenden Pläne zum Wohle der Ansiedlung, seiner opferfreudigen Mitarbeiter, der Eingeborenen und des Landes. Nun schläft er schon lange Jahre auf dem schattigen Friedhofe Mariannhills, aber sein regsammer Geist belebt die Nachfolger, die das gleiche allgemeinnützliche Ziel verfolgen, das dem deutschen Namen in der Ferne alle Ehre macht. Die jetzigen Mariannhiller haben sich in eine Kongregation umgebildet, wie es die Berufsverhältnisse der Mission erfordern. Heute trägt das dem Orden von La Trappe entsproßte Reis den Namen R. M. M.: Religiösen-Missionare von Mariannhill. Es blüht in Afrika, Europa und Amerika, wie so viele segensreiche Anstalten der übernationalen katholischen Weltkirche, die gerade dadurch dem allgemeinen Wohl und Frieden ausgezeichnet dient.

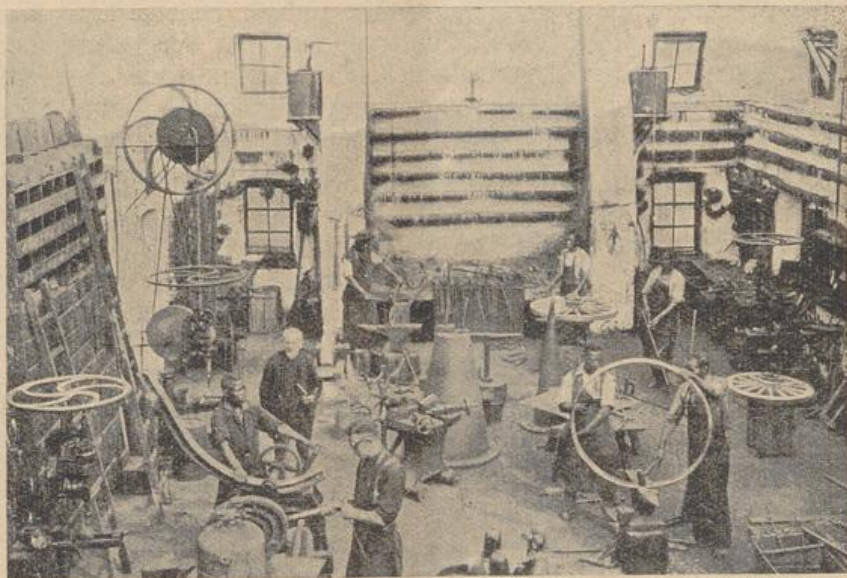
Unter „Trappist“ dachten sich viele ein Mitglied des strengsten Ordens, der sich in ewiges Stillschweigen begräbt, tot für die Lebensfreude, rückständig wie das konservative Mittelalter. Aber der Pfortner, der uns beim Aussteigen entgegenkam, war ein freundlicher Bayer, heiter und geweckt. Rings in der Missionszentrale sah ich während meiner ganzen Rundschau einnehmende Mienen und konnte mich überzeugen, daß zufriedene, wenn auch schwer arbeitende Männer hier leben. Im sonnigen Zimmer an der Pforte wurde mir Tee serviert und dann ging es an die gründliche Besichtigung der ganzen weitläufigen Anstalt. Es erwies sich aber trotz der 6 Stunden als ein Ding der Unmöglichkeit, all die Räume genügend in Augenschein zu nehmen. Indes ich sah genug, um mit Erstaunen erfüllt zu werden. Die lange Reihe der Werkstätten, wo Eingeborene unter Leitung von Brüdern und deutschen Fachmännern bewundernswerte Arbeiten herstellen, wovon sie vor kurzem noch keine Ahnung oder Vorstellung hatten. Überall fleißige und geschickte Hände!

Ferner das eigentliche Kloster mit seinen widerhallenden und doch so friedlich schweigenden Wänden. Die eindrucksvolle, geräumig-schöne Kirche, das einfache, reinliche Refektorium, wo eben die langen Tische zur Mahlzeit bereitet wurden. Allenthalben die freundlichen Patres und

geschäftigen Brüder . . . Ich sah die Schulen, wo hunderte von eingeborenen Kindern leben und lernen. Eben hörte ich eine Abteilung im Chore singen: Ave Maria! . . . in herrlichen Harmonien, die brausend von den Gallerien des Gebäudes widerhallten und sich draußen verloren im flutenden Sonnenlichte. — Das hat schon manchem Besucher Tränen der Rührung und Freude entlockt.

Hier werden die Kinder der afrikanischen Wildnis in gesittete Menschen, fleißige Arbeiter und wirkliche Christen umgewandelt. Was diese hier unserem Lande und Volke seit Jahrzehnten tun, bleibt für alle Zukunft unbezahlbar nach rein praktischer Schätzung und auf religiösem Gebiete.

Als englischer Besucher der deutschen Missionsanstalt interessierte mich besonders religiöse Kunst in deutschen Formen, die im Bereiche unserer



Schmiede in Mariannhill

Kolonien eine Seltenheit ist. Beim Durchschreiten der weiten Räume der Pro-Kathedrale von Mariannhill bewunderte ich die bunte Menge von Freskomalereien, sämtlich von Künstlern der Mission ausgeführt. Nicht minder den schimmernden Hochaltar, die feinen Linien des Kommuniongitters aus gehämmertem Schmiedeeisen, den soliden Kirchenboden und die Basreliefs in Terrakotta ausgeführt. Zu meinem und jedes andern Erstaunen hörte ich, daß alle diese Dinge wie der Bau selbst bis zum letzten Ziegel in Mariannhill hergestellt wurden, von deutschen Fachmännern der Kongregation mit Diensthilfe der Eingeborenen, von denen manche schon eine anerkennenswerte Fertigkeit besitzen.

Ich stattete auch dem etwas entfernt gelegenen Schwesternkloster einen Besuch ab und war insbesondere von der schmucken Hauskapelle überrascht. Dann stieg ich hinan zu dem kleinen Heiligtume mit runder Kuppel, ein kleines Monument auf dem eigentlichen „Maria-Anna-Hügel“, wovon die ganze Mission den Namen trägt, nach feinem Takt des Gründers unserem Englisch angeschmiegt: Mariann-Hill. Auf dem Altare dieser Botivkapelle steht eine lebensgroße Statue des Welterlösers mit aus-

gebreiteten Armen. Ein Symbol des Friedens, den seine Liebe allen Völkern anbietet. Möchten sie es nur gelehrig erfassen und mitwirken!

Sodann besuchte ich den wohlgepflegten Friedhof, das sehr reinliche und helle Hospital der Eingeborenen, sowie jenes der Patres und Brüder im Kloster. Für Lüftung und Ventilation wie gute Pflege war in beiden bestens gesorgt.

Nun verstehe ich aus eigener Anschauung das Wort eines berühmten Afrikareisenden, der vor mir diese deutsche Dase im englischen Lande besuchte: „Wie eine Hymne auf Gebet und Arbeit liegt diese Musteranstalt zwischen den Palmenhügeln Natal's“. Was über dem geschmackvollen Pforteneingang in Riesenlettern geschrieben steht: Ora et labora! ist hier wirklich zur Tat und Wahrheit geworden. Wie gerne würde ich hier meine Erholungstage zubringen! Aber schon riß mich die untergehende Sonne los von dieser Stätte und so vielem, was ich ungesehen zurücklassen mußte. Die Mühlenanlage und das Pumpwerk mit seinen Turbinen samt der Buchdruckerei, wo unter anderem eine illustrierte Wochenzeitung für die Eingeborenen hergestellt wird, konnte ich leider nicht mehr in Augenschein nehmen, also auch nicht darüber berichten.

Es ist nicht möglich, im engen Rahmen eines Zeitungsartikels eine genügende Idee vom Ganzen zu geben. Die Eindrücke eines kurzen Tages häufen sich derart und unsere Aufmerksamkeit wird so schnell von einem Zweige der Industrie zu einem anderen abgelenkt, daß die Gesamtheit beinahe ermüdet und verwirrt, obgleich doch alles nur wohlgeordnete und friedliche Tätigkeit atmet. Jederman aber drängt sich in Mariannahill die Überzeugung auf: Hier haben die Missionsmönche ein originellwundervolles Werk geschaffen. Ein Ehrenmonument deutscher Kultur auf britischem Boden, ein goldenes Glied der übernationalen Kette, die alle Völker zusammenschließen sollte!

In erster Linie gilt die Tätigkeit dieser lebenskräftigen Anstalt mit ihren Filialen dem Wohle der Eingeborenen. Die Bekehrung und Erziehung der Schwarzen ist Anfang und Ende all dieser Arbeiten und Mühen. Die Schulen mit vielen hundert Kindern aus allen Teilen der Union sind allein schon ein großes Institutswerk. Denn die meisten der Insassen erhalten hier nicht bloß vorzüglichen Unterricht, sondern auch Arbeit und religiöse Ausbildung. Wenn man diese Werkstätten durchwandert und die Leistungen dieser Schwarzen sieht, wird man einfach sprachlos. Die Knaben liefern gelungene Artikel der verschiedensten Handwerke, die Mädchen Näh-, Flecht- und Kunstarbeiten vieler Art. Eine jährliche Ausstellung steigert den fleißigen Wettbewerb aller.

Von dieser Zentrale ist seit Jahrzehnten eine Schar von Missionaren und Schwestern ausgegangen, die an die 50 Missionsstationen gründete in Natal, in der Kapkolonie, Pondoland, Tembuland und Rhodesia. Allenthalben findet man da die Früchte deutschen Fleißes und die Segnungen der Religion. Diese Männer und Frauen widmen ihre ganze Kraft und Lebenszeit dem herrlichen Werke, wahrlich nicht zum Schaden ihrer Nation und Heimat! Ein Land, das solche Diener der Religion und Kultur hervorbringt und aussendet, nötigt jedem Verständigen hohe Achtung ab. . . „Schau des Friedens“ betitelte ein anderer Besucher Mariannahills seinen begeisterten Bericht, dessen tatsächliche Einzelheiten den Schlüssel abgeben könnten zum lange gesuchten und bis heute nie

gefundenen Geheimnisse: wie verschiedenste Menschen, Rassen und Klassen in schönstem Frieden miteinander leben und gedeihen können: unter dem höheren Einfluß und glücklichen Bann der wirklich gelebten einen Religion für alle! — Möchte unsere Zeit dieses Geheimnis begreifen. — So schließt der ungenannte Ausländer. Hätten die vielen, vielen



Die Seelenspeise!

Tausend Besucher unserer Zentrale ihre Eindrücke niedergeschrieben, es gäbe wohl reichen Stoff für ganze Jahrgänge unseres Vergißmeinnicht. (Fortsetzung folgt). D. D.

Das Christentum ist eine Religion, die nach dem Willen ihres göttlichen Stifters für alle Menschen bestimmt ist und die daher auch allen Menschen verkündet werden muß.

## Zeige uns dein Reich!

18.

Große Ehre ist es dem Menschen, von einem irdischen König ausgezeichnet zu werden. Seltenes Glück, beim höchsten Herrscher des Reiches beliebt zu sein. Wäre die Welt eine einzige Republik und der weiseste, beste aller Sterblichen ihr Präsident, welche Freude, ihm zu dienen, welche Auszeichnung sich von ihm geliebt zu wissen! —

Wir haben indessen einen König, nicht bloß über die ganze Erde sondern auch über die Sternenvelt und das ganze sichtbare und unsichtbare Universum. Die totale Summe und Fülle des Erschaffenen, des Bestehenden und noch werdenden ist sein absolutes Eigentum. Die materielle und geistige, sichtbare und unsichtbare, zeitliche und ewige Schöpfung zumal bildet sein Universalreich. Nichts, durchaus nichts ist von seinem Besitztum ausgenommen. Alles, bis zum geringsten Atom untersteht seiner Herrschaft. Element und Stoff, Kraft und Leben in allen ihren Arten, Verbindungen und Wirkungen dienen diesem Herrn. Jeder Geist und jede Seele ist ihm untertan und mit oder wider Willen dienstbar. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden sein Reich. Was immer ins Dasein tritt, gehört ihm zu und alles Seiende fällt ihm notwendig zum Erbe. Denn das Ziel der gesamten Tätigkeit des dreieinigen Gottes seit dem Anbeginn der Zeit ist eben dieses Reich. Seine einstige Grundlegung, beständige Erweiterung und künftige Vollendung. Nichts kann den Plan des Ewigen stören, niemand den steten Entwicklungsgang aufhalten — am wenigsten die Ohnmacht der Gottlosen. —

Wie groß und einzig muß der König dieses Gesamtreiches sein! — Und er ist unvergänglich und unsterblich, das Leben in Person, die wesenhafte Macht und Güte. Sein Herz liebt einen jeden von uns in huldvollster Herablassung und unzählig sind die Beweise seiner Liebe. Er schenkt sich uns selbst und macht uns zu Mitgenießern seines unermesslichen Reiches! Denn unser König heißt Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit!

In diesem Monat Juni gedenken wir alle mehr als sonst der Liebe seines Herzens und freuen uns der Herrlichkeit seines Reiches. Lasset uns seine königliche Liebe erwidern jeden Augenblick der Zeit und in alle Ewigkeit. Amen.

## Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

**Firmung auf der Missionsstation Kebelaer:** Die Missionsstation Kebelaer im apostolischen Vikariat Mariannhill hatte am ersten Sonntag im Monat März einen großen Festtag. Der apostolische Vikar von Mariannhill, Se. Exzellenz, der hochw. H. Bischof A. Fleischer konnte nicht weniger als 325 Neuchristen das hl. Sakrament der Firmung spenden. — Wir freuen uns, daß die Armee der zum hl. Kampf für das Christkönigsreich gesalbten Streiter stets wächst. Der Sieg unseres Königs Jesus Christus ist unausbleiblich! Auch im dunklen Afrika muß die Nacht dem Lichte weichen. —



Die Mariannhiller Musikkapelle (Missionsbrüder und Eingeborene) auf der Außenstation St. Magdalena

**Einweihung einer neuen Schulkirche:** Am 17. Februar wurde auf der Außenstation St. Magdalena bei Ezimbokodiveni eine neue Kirche eingeweiht, die gleichzeitig auch als Schule benutzt wird. Die Einweihung wurde vom hochw. Herrn Bischof A. Fleischer RMM. von Mariannhill vorgenommen. Anschließend brachte der Missionsbischof in der neuen Kirche das erste hl. Opfer dar. Über 700 Eingeborenen wohnten der Feier bei. Auch die von Missionsbrüdern und Eingeborenen gebildete Musikkapelle von Mariannhill hatte es sich nicht nehmen lassen, die hl. Handlung mit ihren Darbietungen zu verschönern und erhebender zu gestalten. Als besondere Festgäste hatten sich auch der Missionsarzt Dr. S. Nicol, der Stellvertreter von Dr. Mc. Murtrie, der gegenwärtig eine Pilgerreise ins Heilige Land unternimmt, ferner der Schulinspektor des Distriktes, Mr. A. C. Spargo und Bürgermeister Hosken eingefunden.

**Die Eingeborenen-Schwesternkongregation wächst:** Neuerdings wurden wieder mehrere schwarze Mädchen als Kandidatinnen in die Eingebore-

nen-Schwefternkongregation der „Töchter des hl. Franziskus“ aufgenommen. Diese junge, aufblühende Kongregation zählt gegenwärtig 66 Professschwestern, 21 Novizinnen, 24 Postulantinnen und 43 Kandidatinnen. Möge Gott durch die Fürbitte des hl. Franziskus über dieses Institut seinen reichen Gnadensegnen ergießen.

Ein Eingeborenen-Bruder legt die ewigen Gelübde ab: Im Januar dieses Jahres legte der Eingeborenen-Bruder Br. Joseph FFJ. in der vom hochw. Herrn Bischof von Mariannahill A. Fleischer gegründeten Kongregation der „Franziskaner Familiaren des hl. Joseph“ die ewigen Gelübde ab. Br. Joseph ist das erste Mitglied der jungen Kongregation, das sich durch die ewigen Gelübde für immer Gott weihte. Mögen auch



Se. Excellenz, der hochw. H. Bischof A. Fleischer RMM. bei den Eingeborenen-Franziskaner-Familiaren in Kiva St. Joseph

Die anderen Mitglieder der Kongregation mit der Gnade Gottes die sittliche Kraft erwerben, sich für immer dem Dienste Gottes weihen zu können. Die Kongregation für die männlichen Eingeborenen entwickelt sich etwas langsamer als die Schwefternkongregation. Sie zählt erst 28 Mitglieder. Davon haben zehn schon zeitliche Gelübde abgelegt. Br. Joseph hatte als ältester nun das Glück, die ewigen Gelübde abzulegen. Sieben Mitglieder der Kongregation befinden sich zum Studium der Theologie im Priesterseminar bei Mariatal.

**Gute Prüfungserfolge in katholischen Missionsschulen:** In den beiden Lehrerseminarien der Mariannahiller Mission wurde auch im letzten Schuljahr Hervorragendes geleistet. Nach einem Bericht der obersten Schulbehörde steht das Lehrerseminar der Missionsstation Mariazell, in der apostolischen Präfektur Umtata, von sämtlichen 14 Lehrerseminarien der Kapprovinz mit seinen Erfolgen beim letzten Dezemberexamen an der

Spitze. Auch im Mariannahiller Lehrerseminar wurden gute Erfolge erzielt. In Mariannahill bestanden bis zu 90 Prozent ihr Examen, in Mariazell sogar bis zu 95 Prozent. Auch in der Benotung in den Mittelschulen stehen die katholischen Schüler an erster Stelle. Die Note hervorragend wird äußerst selten gegeben. In den letzten 8 Jahren erhielten 15 schwarze katholische Mittelschüler für ihre Schlußprüfung die Note: Hervorragend. Nichtkatholiken waren es dagegen nur 7 Schüler, die sich diese Benotung errangen.  
Auf Wiederhören!

## Das katholische Missionsheer

Der neue unter der Ägide der Propagandakongregation erschienene „Führer durch die katholischen Missionen“ gibt eine willkommene Übersicht



Eingeborenen-Seminar St. Mary, Tropic (Natal)

der Stärke und Gliederung des katholischen Missionsheeres nach dem Stande kurz vor der Jahreswende.

Das Missionspersonal der Propaganda zählt 10 666 ausländische Priester, 4972 ausländische Brüder und 20 360 ausländische Schwestern. An Eingeborenenkräften sind vorhanden: 5384 Priester, 2333 Brüder und 18 144 Schwestern. Ferner 74 127 Katechisten und 61 756 Lehrpersonen. Den 35 998 ausländischen Kräften stehen also insgesamt 161 744 einheimische gegenüber. Insgesamt zählt das Missionsheer der Propagandakongregation 16 050 Priester, 7 305 Brüder, 38 504 Schwestern, 135 883 Laienhelfer, insgesamt 197 742 Missionare. Beim Ordenspersonal stellen die Ausländer 58,1 v. H., die Einheimischen 41,9 v. H. Ein Drittel aller ausländischen Priester, fast die Hälfte aller ausländischen Brüder und 40 v. H. aller ausländischen Schwestern sind in Afrika tätig. In Prozenten ergibt sich folgende Skala der ausländischen Priester: Afrika 33,1 v. H. (3 539), China 21,3 v. H. (2 272), Indien 12,6 v. H. (1 350).

Die restlichen 33 v. H. verteilen sich auf die übrigen Missionsländer der Erde.

Der „Missionsführer“ gibt auch eine neue Tabelle der nationalen Zugehörigkeit der Missionare beiderlei Geschlechts. Von 6 v. H. des Personals konnte sie nicht ermittelt werden. 8 Länder schenken der Kirche 1000 und mehr Heidenmissionare: Frankreich, Deutschland, Italien, Holland, Belgien, Irland, Spanien, England. Frankreich stellt etwa 25 v. H. der ganzen Missionsarmee. Hinsichtlich der Priesterzahl folgt Italien an zweiter Stelle, hinsichtlich der Schwesternzahl Deutschland.

Im einzelnen stellt Frankreich 8795 Missionare, Deutschland 5136, Italien 4013, Holland 3211, Belgien 2859, Irland 1958, Spanien 1626, Jugoslawien 1610, England 1042, Kanada 1021, die Vereinigten Staaten 866, die Schweiz 537, Österreich 447, Polen 410 usw. Wir haben nur die Zahlen der größeren europäischen Staaten hervorgehoben.

In der römischen Statistik steht Deutschland hinsichtlich des Gesamtmissionspersonals unter 80 missionierenden Nationen der Weltkirche an zweiter Stelle. Der Direktor des Fideskorrespondenz Considine hatte in seinem 1931 erschienen Atlas der katholischen Weltmission unter 56 Nationen Deutschland die 6. Stelle angewiesen. Das Vorrücken Deutschlands in der Statistik ist nicht einer sprunghaften Steigerung der Missionsausfendungen zu danken, sondern verbesserten Zählmethoden. Die wertvollen statistischen Arbeiten von P. Ansgar Sinnigen OP., dem Generalsekretär der deutschen Missionsprokuratorenkonferenz, scheinen sich hier segensreich ausgewirkt zu haben. Considine zählte damals 649 deutsche Priester, 429 Laienbrüder, 1677 Schwestern und 52 Missionare, von denen nicht feststand; ob es sich um Patres oder Brüder handelte, insgesamt 2807. Die neue (auch von ihm verfaßte) Statistik gibt an: 954 deutsche Priester, 825 Brüder, 3357 Schwestern, insgesamt 5136. Auf diese Leistung für die Missionen darf das katholische Volk Deutschlands wahrhaftig stolz sein. Und niemand darf diesen auf objektiven Zahlenbeweisen beruhenden berechtigten Stolz durch bewußten Missionspessimismus zerreden.

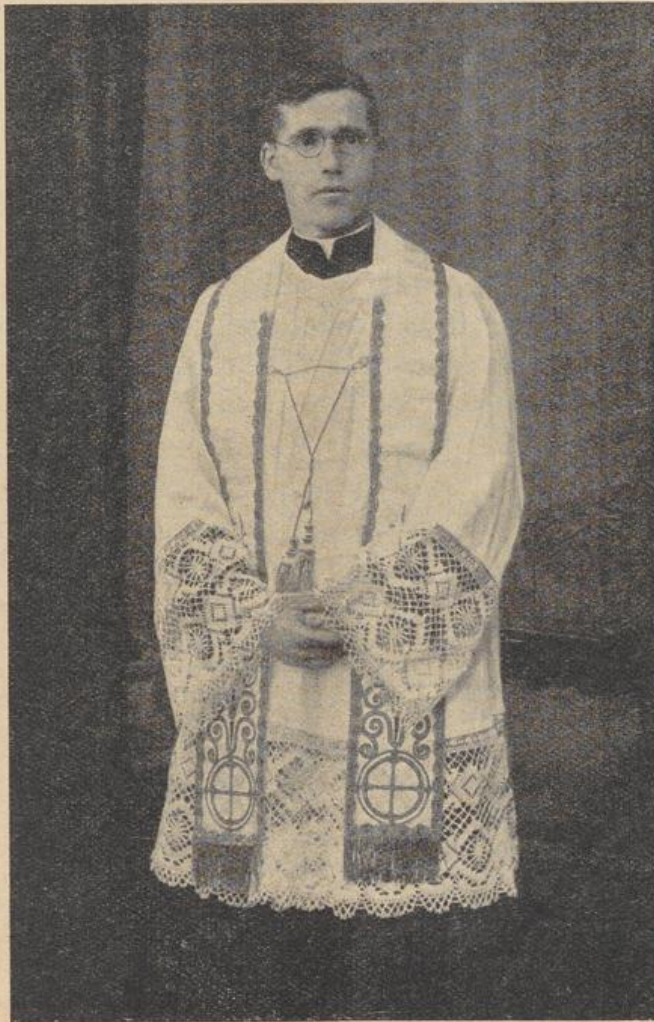
Von besonderer Bedeutung für die Mission ist die Entwicklung des einheimischen Klerus. Läßt man den einheimischen Klerus Europas, Australiens und Neuseelands außer Betracht, so zählen die Missionen der Propaganda 4702 in Südostasien, 24,6 v. H. wirken in Indien. Der Rest verteilt sich auf Afrika (15,2 v. H.), amerikanische Missionen (4 v. H.), Japan (3,3 v. H.), Westasien (1,3 v. H.). Ozeanien zählt 11 einheimische Priester, Niederländisch-Indien 5. In China vermehrte sich der einheimische Klerus in den letzten 10 Jahren um 458. Er stellt heute 40 v. H. des gesamtchinesischen Klerus dar.

Die Vorbereitung der einheimischen Priester im Bereich der Propaganda geschieht in 107 Großen und 286 Kleinen Seminarien. 23 Große und 19 Kleine Seminarien, die der Vorbereitung des aus westlichen Ländern stammenden Klerus dienen, müssen aus der Betrachtung ausscheiden, sodas für die eigentlichen Missionen 267 Kleine und 84 Große Seminare übrig bleiben. In den großen Seminarien bereiten sich 3944 Alumnen, in den kleinen Seminarien 11244 auf das Priestertum vor.

Laienbrüder zählt man in den Gebieten der Propaganda 8755, in den eigentlichen Missionsgebieten (also nach Abzug Europas, Australiens und Neuseelands) nur 6863. 38 v. H. aller Laienbrüder gehören

Lehrorden an. Die meisten Laienbrüder wirken im nahen Orient, wo allein ein direktes Missionswirken durch die Schule zum Ziele führt.

An Ordensschwestern zählt man im Gebiet der Propaganda 50 555. Nach Abzug der in Neuseeland und Australien wirkenden Ordensfrauen ergibt sich für die eigentlichen Missionsgebiete die Zahl 38 504 Missions-schwestern. Von je 5 ausländischen Schwestern wirken 2 in Afrika, 1 in China oder Indien, während die vierte und fünfte Schwester in anderen



Neupriester Hochw. P. Romuald Hartberger R.M.M.,  
feierte sein erstes heiliges Meßopfer in München

Missionsgebieten tätig ist. Unverhältnismäßig starke Gruppen von Schwestern sind in den Gebieten des nahen Orients konzentriert, wo sie im Schulapostolat tätig sind. Einheimische Missionschwestern zählt man zur Zeit 15 616. Von je 5 einheimischen Ordensfrauen sind 3 in Indien oder Südostasien, 1 in China, 1 in den übrigen Missionsgebieten tätig. Im Verhältnis zur Entwicklung seines Christentums hat Indochina die beste Entwicklung der einheimischen Schwesternschaft. Auch in Indien ist die Entwicklung bedeutend, während die Fortschritte in China langsamer,

## Der Heeresfürst

Herr, in deinem Schritt  
wandern Jahrhunderte mit.  
Und an deines Mantels Saum  
webte Jahrtausender Traum

Laut in deinem Wort  
tönet die Ewigkeit fort,  
Hell in deinem Herrscherblick  
spiegelt sich Weltengeschick.

Gott, an deinem Mund  
tranken sich Völker gesund.  
Und aus deiner Hände Kraft  
blühte des Reiches Schaft.

Herr, in deinem Schritt  
nimm auch uns heute mit.  
Und dein mächtiges Führerwort  
ruft zum Sieg uns fort.

H. Reinark

aber auch beträchtlich genannt werden können. Japan verspricht viel für die Zukunft, Niederländisch-Indien ist in dieser wichtigen Sparte des Frauenapostolates sehr zurück. Angesichts der sozialen Geringschätzung der Frau in Afrika geht die Entwicklung des weiblichen Ordenswesens in diesem Erdteil langsam vor sich. Sie entspricht der gesamten sozialen Höherentwicklung der Frau in Afrika.

Die größte Zahl von Katechisten (Laienmissionshelfern), deren Gesamtzahl 74 127 beträgt, zählt Afrika: 60,5 v. H. der Gesamtzahl. Wo eine starke Befehrungsbewegung ist, braucht man auch viele Katechisten. So hat Zentralafrika, das fruchtbarste Missionsfeld der Kirche, 25 000 Glaubenslehrer

An Missionschulen wirken 62 087 Lehrkräfte. Davon leben 36 v. H. in Afrika, 22 v. H. in China, 20 v. H. in Indien. Der Rest verteilt sich auf die übrige Welt. Die katholische Weltmission zählt 215 Lehrerseminarien.

Die katholische Missionsarmee hat ihr Arbeitsfeld sehr ungleich besetzt. Nimmt man als (sehr ungenauen) Maßstab dieser Besetzung das Verhältnis der Priesterzahl zur Zahl der nichtchristlichen Bevölkerung, so gibt es nebst Gebieten, in denen schon auf 20 000 und 50 000 Heiden ein Priester kommt, solche, wo einem Priester 100 000 oder gar 200 000 und mehr Nichtchristen gegenüberstehen. Die letzteren Gebiete mit un-



Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme Dein Reich!

geheurer Heidenzahl sind Westasien; Indien-Birma-Ceylon; Südostasien und Niederländisch-Indien, China, Japan, Nordafrika, Westafrika. Insgesamt zählt man eine Gruppe von 850 Millionen Heiden, in deren Heimat nur 1 Priester auf 100 000 oder 200 000 und mehr Nichtchristen kommt.

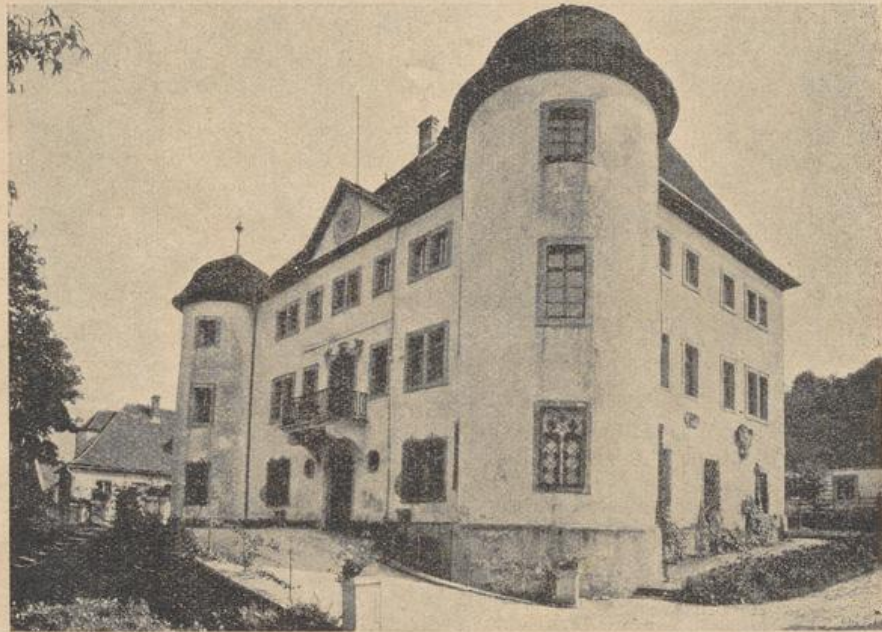
Das Handbuch Roms gibt nur die Tatsachen. Warum die Kirche in manchen Gebieten so schnell, in manchen so langsam vorwärts kommt, will es nicht untersuchen. Diese Arbeit überläßt es der Erörterung einer weiteren Öffentlichkeit.

Josef Peters.

## Heitere Kirchengeschichte aus Südafrika

Von P. Seberin RMM.

Das gleiche Recht, das die Reformatoren seinerzeit für sich in Anspruch genommen haben, nämlich die Offenbarung Gottes an die Menschen richtig erklären zu können, haben nach ihnen noch viele andere in Anspruch genommen. Sie verwarfen nicht nur die Lehre des Felsenmannes Petrus im Papsttum, sie verwarfen auch alle anderen Glaubensrichtungen und erklärten die eigene Lehre als die einzig wahre. So zählt man heute bereits gegen 500 verschiedene andersgläubige Sekten und jede von ihnen will die eine wahre Kirche sein. Würde aber jemand die Lächerlichkeit dieser Behauptung mit Händen greifen wollen, so müßte er nach



Reimlingen, St. Joseph: Klerikernoviziat der Mariannhiller Missionare

Südafrika kommen. Denn hier sind fast alle Sekten mit ihren Missionaren vertreten, „befehren“ Heiden, machen sich gegenseitig Konkurrenz und plötzlich fühlt sich sogar da und dort irgend ein Kaffer von Gott angetrieben, eine eigene Kirche zu gründen und sich als großen Prophet auszugeben. Dafür einige Beispiele.

1. Im Bereiche unserer großen Missionsstation Mariatrost machen sich gegenwärtig die sogenannten „Apostole“ oder Gesundbeter bemerkbar. Es ist dies eine schwärmerische Sekte, die die Wunderkraft der Apostel zu haben meint. P. Rubenser wurde einmal zu einem Besuche zu einer kranken Frau gerufen. Als er beim Kraal ankam, erwartete ihn niemand, wohl aber hörte er aus der Hütte Stimmen und Rufe, wie wenn eine Litanei vorgebetet würde. Als er eintrat, lag die Kranke platt auf dem Boden und um sie herum knieten sieben Weiber, die die Hände über sie ausbreiteten und so eine Wunderheilung erbeten wollten. Sie waren so vertieft in ihr Tun, daß sie den Vater eine Weile gar nicht wahr-

nahmen. Als dieser endlich begriff, was da vorging, faßte er eine „Apostolin“ am Arm und schrie sie an, was sie denn da trieben. Da liefen alle eiligst davon. An einen Mann, der schon zwei Jahre krank ist, machten sie sich auch heran und versprachen ihn zu heilen, wenn er sich ihnen anschließe. — In einem Kraale waren die drei Kinder der Familie erkrankt. Die Apostole wollten sie gesund machen. Da kam die katholische Tante dazu, packte schnell zwei Kinder und lief damit davon. Merkwürdigerweise starb den Gesundheitsbetern das eine Kind bald, während die beiden anderen gesund wurden. P. Rubenser sagte aber, daß die Sekte trotzdem ihre Anhänger nicht verloren habe, da man tatsächlich von manchen Heilungen spreche. In manchen Fällen spiele wohl Einbildung und Suggestion mit, aber es scheine auch der Teufel im Spiele zu sein.

2. Ebenfalls in dieser Gegend bildeten sich zwei neue selbständige „Kirchen“ unter den Eingeborenen. Zwei protestantische Katecheten waren miteinander in Streit gekommen und machten sich selbständig. Warum nicht? Nun hat jedes Bekenntnis seine Gläubigen, sein unfehlbares Oberhaupt und in Entfernung von kaum einer Viertelstunde je eine elende Schulhütte als erstes Gotteshaus. Der Anfang ist also gemacht und die Leute predigen und werben lustig darauf los. Jedenfalls ist's noch keine reiche Kirche.

3. Anderswo hatte der protestantische Prediger seinen schwarzen Katecheten aus irgend einem Grunde verjagt. Der war aber helle und hezte seine Landsleute gegen die hohe Kirchensteuer auf. „Das, was der Pastor kann, kann ich auch. Er kann nicht einmal unsere Sprache und ich mußte euch immer predigen und die Schrift lesen. Kommt zu mir, ich gebe euch das Abendmahl um die Hälfte der Steuer!“ So entstand die „Christliche Kirche von Afrika“.

4. In der Nähe von Port Shepstone treibt gegenwärtig auch ein solcher Religionsstifter unter seinen schwarzen Landsleuten sein Unwesen. Seine Anhänger erweisen ihm göttliche Ehre, dürfen sich nur auf den Knien ihm nahen und wenn er sich irgendwohin begibt, ziehen die Anhänger in Prozession und Psalmen singend vor ihm her. Es ist unglaublich, zu welchen Opfern er seine Zuhörer zu begeistern weiß. Letzthin verstieg er sich sogar zur Prophezeiung, er werde nun bald in den Himmel auffahren. Eine große Schar Gläubiger und Neugieriger wollte dabei Zeuge sein. Der schwarze Erlöser stieg auf einen Baum, damit ihn alle sehen könnten, hielt eine feurige Ansprache, segnete noch einmal alle, breitete seine Hände aus und nachdem alles in erivartungsvoller Stille verharrete, begann der Heilige wirklich — furchtbar zu schimpfen! — Daran, daß er noch nicht in den Himmel auffliegen konnte, waren natürlich seine Gläubigen schuld. Er hatte sich doch soviel Mühe gegeben mit ihnen und sie hatten noch immer eine ganze Menge Sünden und Fehler. Wie man hörte, gingen viele der Leute voll Reue und guter Vorsätze nach Hause, nur einige wurden irre an ihm.

5. Ein anderer „Erlöser“ der Menschen hat in der Nähe von Highflats eine schöne Farm, groß wie eine Grafschaft. Es ist der Besitzer kein Schwarzer, sondern ein waschechter Engländer, der richtig alle seine schwarzen Bächter schon „befeht“ hat, sonst noch niemanden, aber er zweifelt selbst an deren innerer Befehrung. Frau und Kinder sind ihm gestorben, er studiert viel in der Bibel, ißt täglich nur einen halben Teller voll Maisbrei und predigt jedermann, der ihn hören will. Als

er einmal sinnend am Ofen stand, kam sein Gott zu ihm, berührte ihn an der Schulter und gab ihm den Auftrag, nach der Hafenstadt Durban zu gehen, dort ein Büro zu mieten und die Gründung der neuen Kirche zu beginnen. Er erzählte dem katholischen Missionar, den er übrigens auch noch zu „befehren“ hofft, ganz offenherzig, daß er bereits zweimal in Durban ein Büro eröffnet habe, alles sei bereit gewesen, sogar ein großes Straßenschild habe er angehängt gehabt, aber merkwürdiger Weise sei gar niemand gekommen, aber schon gar niemand. Da sei er wieder heimgegangen. Jetzt aber nähre er sich vom wahren Himmelsbrote, er allein noch, und auch die Katholiken hätten nicht das richtige Sakrament; dieses sei gar nicht materiell, es sei rein geistig, nur geistig. Sogar das Eintreffen des jüngsten Gerichtes hat er ausgerechnet. Einmal hat er sich dabei allerdings verrechnet gehabt. Das macht aber nichts. Jetzt weiß er es umso bestimmter, es kommt im Jahre 1960.

6. Vor kurzem trat auch in Rhodesia ein falscher Prophet auf, der behauptete, er sei gestorben und begraben worden, aber nach acht Tagen habe Gott ihn wieder auferweckt, und nun predigt er im direkten Auftrage Gottes. Er hieß Johannes und lebte auch nach dem Vorbild seines Patrons angeblich nur von Heuschrecken und wildem Honig. Er erregte riesiges Aufsehen und erhielt Zulauf nicht bloß von Andersgläubigen, sondern auch von Katholiken, da er sich bereits zwei Jünger zugelegt hatte, die noch eifriger predigten als er. Die Patres Jesuiten als Missionare jener Gegend waren dem blinden Fanatismus der Menge gegenüber in Verlegenheit und taten endlich hier das scheinbar Richtigeste: Sie riefen die Polizei gegen den Schwindler zu Hilfe! Diese packte ihn kurzerhand und setzte ihn nach Entlarbung ins Gefängnis. Heute ist seine „Kirche“ bereits in alle Winde zerstoßen und wenn er endlich frei wird, braucht man ihn nicht mehr zu fürchten.

7. Die Gegend des Umkomaasflusses ist besonders berüchtigt durch ihre vielen heidnischen Zauberer. Da zog sich unlängst eine der fünf Frauen eines solchen Betrügers lebensgefährliche Brandwunden zu. Der linke Arm und die Brust war ganz verbrannt. Sofort holte man den bereits weithin durch seine Medizinen als Wunderdoktor berühmt gewordenen Vorsteher der Franziskanerbrüder von Mhlabatshane. Als er hinkam, war auch der durch seine Kunst reich gewordene alte Zauberer anwesend. Der Bruder sah sofort, daß es um das Leben der Frau ging und forderte den Alten auf, er sei doch selber Doktor, er solle selbst helfen. Ganz offen sagte er aber: „Das kann doch ich nicht, da kann nur ein weißer Doktor helfen“. Der half nun, so gut er konnte, mit einer Wundsalbe und Abnehmen der verbrannten Hautstücken und wirklich begann eine schöne und schnelle Heilung. Als der Bruder aber bereits einen Tag mit seinem Besuch aussetzte, schmierte der graue Schwindler sofort auch seine Medizin auf die Brandwunde, um sagen zu können, er habe das Weib geheilt. Als wir dann wieder hinkamen und nachsahen, klagte die Patientin natürlich über viel größere Schmerzen und einige Stellen waren ganz vereitert. Als wir dem Alten und den anderen Neugierigen nun empört den unzweifelhaften Schaden „seiner Medizin“ zeigten, schlich er doch etwas erschreckt davon, zumal der Bruder Miene machte, nichts mehr zu machen an den Wunden.

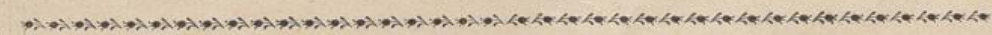
8. Nach verschiedenen Mitteilungen bedienen sich in derselben Gegend die Zauberer oft folgenden Tricks: In der Nähe irgend eines Kraales,

manchmal fogar vom Dach der Hütte, hören die durch allerlei unheimliche Geräusche aus dem Schlafe erwachenden Bewohner irgendwelche drohende Tierstimmen. Vor lauter Geisterfurcht und Aberglauben wagt es natürlich niemand, Nachschau zu halten. Am nächsten Tag kommt dann ein Zauberdoctor zu den geängstigten Leuten und erzählt ihnen, er sei in der vergangenen Nacht auf dem großen Bavian (bei den Negern heiliges Geistertier) über alle Erdteile hinweggeflogen. Und da habe der Bavian plötzlich über einer Gegend Südafrikas stillgehalten und habe ihm gesagt, daß jetzt gerade die Leute dieser Hütte durch diese Geräusche und Tierstimmen geängstigt würden. Und dann bietet sich der Zauberer an, die unheimlichen Tiergeister zu vertreiben. Meist sagt der Zauberer gar, diese Geister seien nun in einer der anwesenden Per-



Reimlingen, St. Joseph: Haustapelle des  
Klerikernobizlates der Mariannhiller Missionare

sonen und fast immer bestätigt diese Person, daß sie sich krank fühle. Natürlich ist die Zubereitung der Medizin sehr geheimnisvoll und sie kostet meist einen Ochsen. Ist der Kraalbesitzer reich, so zeigen die Geistertierchen manchmal eine merkwürdige Hartnäckigkeit, sie gehen einfach aus dem besessenen Körper nicht heraus, bis der „große Zauberer“ kommt. Freilich kostet das auch weit mehr. — So wird das abergläubische Volk betrogen.



In der katholischen Weltmission schlägt das katholische Herz. Dieser Herzschlag gilt Gott und Christus, der Kirche und den Seelen. Es ist der heilige Herzschlag, der gepocht hat im Herzen Jesu, der weiter pochte in den Herzen der Sendboten des katholischen Volkes.

## Fronleichnam

Laßt, Christen, hoch den Jubel schallen  
Und schwingt die Herzen himmelan!  
Gott ist mit uns, und vor uns allen  
Hat seine Huld sich kund getan.  
Was früher keinem Volk hienieden,  
Ist uns, nur uns allein beschieden;  
In unsrer Mitte schlug ein Zelt  
Zur Wohnung auf der Herr der Welt.  
Alleluja! Alleluja!

Gehüllt in leibliche Gestalten  
Will Gottes Sohn mit Fleisch und Blut  
Auf immer unter Christen walten  
Und spenden göttlich Heil und Gut.  
Sich selbst in wundervoller Weise  
Gibt er uns hin zur Seelenspeise!  
Von Brot und Wein bleibt nur das Bild,  
Darin sein Fleisch und Blut sich hüllt!  
Alleluja! Alleluja!

Der wahre Gott im Himmel droben,  
Durch den die Welt erschaffen ist,  
Der wahre Mensch, vom Kreuz erhoben  
Zur Rechten Gottes, Jesus Christ,  
Der Heiland, der sein Blut vergossen,  
Wird ganz und wahrhaft hier genossen,  
Dadurch wir haben ew'ges Heil  
Und an der Gottheit selber teil.  
Alleluja! Alleluja!

Drum lasset hoch den Jubel schallen  
Und jauchzet, Christen, himmelan!  
Gott ist mit uns und uns vor allen  
Hat seine Huld sich kundgetan.  
Heut, angestimmt von allen Zungen,  
Ertöne Christi Majestät  
Der frohe Psalm der Huldigungen  
Und aller Herzen Dankgebet.  
Alleluja! Alleluja!

(Das in allen deutschen Gauen bis Ostpreußen (Ermland) gesungene,  
112 Jahre alte Würzburger Fronleichnamslid, dessen geistiger Vater  
Kanonikus Franz Oberthür war, † 1831 in Würzburg.)



„Kommt und lobet ohne End'  
Das hochheil'ge Sacrament!“

Fronleichnamsfest auf dem Lande

# Die Mission für Alle

6.

Im Buch des Lebens stehen zahllose gute Werke auf ewig verzeichnet. Die Gebete, Arbeiten, Liebesgaben und Opfer zugunsten des Werkes der Glaubensverbreitung nehmen einen besonderen Platz darin ein. Europa und Amerika haben nun schon sehr viel für die Heidenmission getan. Aber auch die Neubekehrten in Asien und Afrika tragen ihren Teil dazu bei. Eine Zusammenstellung alles dessen, was die armen Afrikaner seit Beginn des Jahrhunderts für katholische Kirchen, Kapellen und Schulen geleistet haben, lieferte erstaunliche Beweise. Auch Südafrika könnte viele erbauliche Beispiele anführen. Hier nur zwei Tatsachen aus den letzten Jahren.



Eingeborene Brautpaare in Südrhodesia (Mariannhiller Mission)

Der greise Missionar einer Mariannhiller Missionsstation legte seiner schwarzen Gemeinde den dringend notwendigen Bau einer Außenkapelle ans Herz. Nach der Predigt kamen manche mit ihrem Scherflein in Geld oder Naturalien. Ein junger Mann brachte dem Missionar sein Sparsassenbuch und erklärte sich bereit, alle Ersparnisse seines hart-verdienten Arbeitslohnes, an die 200 Schillinge, für diesen Kapellenbau zu opfern. Er blieb auch trotz des scharfen Tadelns seiner heidnischen Verwandten bei diesem heroischen Entschluß, nahezu seinen ganzen Besitz hinzugeben.

Ein anderer Zulubursche, noch nicht einmal getauft, bot dem Missionar 6 Goldstücke, 120 Schilling, an, um damit gute Bücher zu kaufen, damit seine Stammesgenossen im Glauben und in der Religion gefördert würden!

Auf einer anderen Station arbeiteten die Männer und Burschen wochenlang und gruppenweise organisiert in der Ziegelei für den Bau einer größeren Missionskirche. In Basutoland kollektieren die Neuchristen für

die Glaubensausbreitung trotz der schweren Hungersnot, die das Land bedrückt. Solche Liebesgaben der Afrikaner wiegen schwer, weil es meistens Heller der Witwe sind, die alles opfert, was sie eben hat.

Die Neuchristen des Mariannhiller Vikariates brachten auch schon manche hochherzige Gabe für die Unterhaltung des Priesterseminares bei Tropo. Hören wir in Kürze, was neulich einer der 40 eingeborenen Seminaristen in der Zulu-Wochenzeitung schrieb. Es ist eine Einladung an begabte Stammesgenossen, sich für den Priesterstand vorzubereiten.

Komme und folge mir nach!

„Wenn ihr die Hl. Schrift öffnet, findet ihr viele Erzählungen von unserem göttlichen Erlöser, besonders wie er die hl. katholische Kirche errichtete, in welcher wir durch Gottes Gnade nun sind. Eines Tages fuhr unser Herr über den See und sah die beiden Brüder und Fischer Petrus und Andreas. Jesus lud sie mit liebevollen Worten ein: Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen. Auch Jakobus und Johannes folgten Jesus aus dem Boote ihres Vaters Zebedäus, und verließen alles wie Petrus und Andreas . . . Ihr seht also, daß der Meister keinen von den Gelehrten Israels und keinen Reichen zum Apostel machte, sondern arme Fischer. Geringe Arbeiter sollten die Welt bekehren, gut und tauglich gemacht durch Jesus. Sie machten sich trotz aller Hindernisse auf und begannen die schwere Aufgabe. Bewundert den Mut der Apostel! Sie fingen, stark im Vertrauen, an, die ganze Welt umzuwandeln und aus dem Heidentume in die Kirche aller Völker zu führen.

Ihre Nachfolger, die Päpste, Bischöfe und eine Menge Priester verbreiteten dieses Werk auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten. Die katholische Kirche besteht nun in allen Ländern; aber trotzdem befinden sich noch sehr viele Menschen in der Finsternis und Sklaverei der Götzen und Geisterverehrung. Sehr traurig ist es, daß auch bei uns hier noch so viele sind, die noch nichts von Gott, unserem guten Vater und unserem Erlöser gehört haben. Die noch nichts wissen von der heiligen Anstalt, die da gegründet ist, um im Diesseits der Ansporn zum Guten und der gerade Weg zur Freude im Jenseits zu sein und die uns mit Sicherheit zu Jesus und zum Menschenziele führt. — Auch manche aus euch ruft Jesus: Komme, und folge mir nach! Gehorchet und vertrauet, damit ihr würdig befunden werdet, seine Priester und Apostel zu sein. Ihr wißt es, der Heilige Vater, der Papst, Christi Stellvertreter auf Erden, will, daß in allen Ländern Jünglinge zum Priestertume herangebildet werden, daß sie die große Aufgabe fortsetzen, die Christus seinen Aposteln stellte. Alle Bischöfe der ganzen Welt sind bestrebt, den Wunsch des Hl. Vaters zu erfüllen. So hat auch unser Hochwürdigster Herr Bischof dieses Seminar gebaut, wo recht viele mit der Zeit zu Priestern Gottes herangebildet werden sollen. Kommet alle, wenn euch die Gnade ruft und folget so treu wie jene Fischer und wie nun schon so viele aus unserer Rasse in anderen Ländern Afrikas!“

---

„Ein Mensch ohne Religion ist ein Wanderer ohne Ziel, ein Fragender ohne Antwort, ein Ringender ohne Sieg, ein Sterbender ohne neues Leben zu gewinnen.“  
(St. Augustin.)

# Stimmen aus dem Königskraal

Von P. Josef Kammerlechner R.M.M.

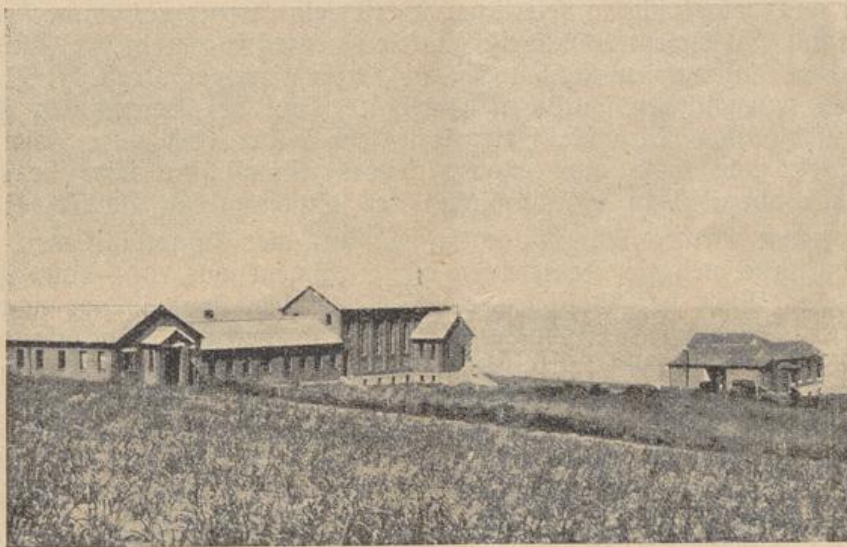
(Fortsetzung)

## 5. Das Schicksal eines Königsliebings

Wenn nun die Zauberdoctoren Lobengulas Königsmacht auch befestigten und gleichsam das Fundament für diese seine beispiellose Macht bildeten, so wurde doch auch er selbst von ihnen beeinflusst und stand im Banne ihrer geheimen Taschenspielfkünste. Diese Zauberdoctoren waren eine sehr gefährliche Macht im Königskraal und wehe jedem, der ihre Mißgunst sich zuzog. Keine Geringere als die Schwester des Königs selbst hat dieses tragische Schicksal erfahren müssen. Mncencengi oder Ringi, wie die Weißen sie nannten, wohl weil sie Mncencengi nicht aussprechen konnten, war die leibliche Schwester Lobengulas mütterlicherseits und lange Zeit eine der Hauptpersönlichkeiten im Königskraal. Wie schon erwähnt, mußte Lobengula als Knabe längere Zeit verborgen werden, da sein Vater Mziligazi auch seinen Tod wollte, wie den seiner beiden Brüder, um einen jeden, der vielleicht hätte früher als es Mziligazi lieb war, Ansprüche auf den Thron erheben können, rücksichtslos zu beseitigen. Als deshalb der Knabe Lobengula verschwinden mußte, wenn er am Leben erhalten bleiben sollte, begleitete ihn seine Schwester Ringi in die Einsamkeit der Verbannung. Diese Tage gemeinsam verlebter Kindheit, wobei sie wohl auf sich selbst angewiesen waren und keinen Verkehr mit anderen Kindern haben konnten, mag wohl die zarten Bande innigster geschwisterlicher Liebe um die beiden geflochten haben. Es war ja nothwendig, den Knaben in absoluter Verborgenheit zu halten. So ist ihm seine Schwester Ringi wohl auch der liebste Spielfkamerad geblieben, als er nicht mehr auf sie allein angewiesen war, sondern auch andere Jugendgenossen zur Verfügung standen. Aber nicht nur ein treuer Kamerad war ihm Ringi, sondern auch seine Vertraute, vor der es für den Süngling kein Geheimnis gab. So mag wohl sie es auch gewesen sein, die ihm treu zur Seite stand, als die unerwartete Königsbürde auf seine kräftigen Schultern gelegt wurde. Sie mag es gewesen sein, mit der er alle seine Zweifel wegen Übernahme der Königswürde und alle seine Pläne für die Zukunft besprach. Ihr schenkte er sogar sein Vertrauen in der rein persönlichsten Angelegenheit, nämlich bei der Auswahl seiner Frauen. Ringi muß denselben Scharfsinn und Weitblick gehabt haben; denn er zog sie auch in sein Vertrauen bei den wichtigsten Staatsgeschäften. Niemand stand ihm näher wie sie, keine seiner vielen Weiber hatte auch nur annähernd diesen Einfluß auf den König wie Ringi. So gehörte sie zu seiner ständigen Begleitung. Es scheint, daß sie so eine ähnliche Stellung einnahm, wie ein Adjutant. So begleitete sie den König auch vielfach auf seinen Reisen und mag ihm wohl in jeder Lage und Schwierigkeit mit ihrem Rat beigestanden haben. So war Ringi, die Königschwester, tatsächlich die einflussreichste Persönlichkeit im Königskraal zu Bulawaho. Das wußten auch gar bald die weißen Kaufleute und Jäger. So war es ganz natürlich, daß sie vor allem Ringi für sich zu gewinnen suchten, um durch ihre Vermittlung auch beim König selbst Gehör zu finden für ihre Wünsche. Da aber der einfachste Weg, jemand's Gunst zu gewinnen, schöne Geschenke sind, so wurde Ringi gerade von den Weißen mit Geschenken aller Art überhäuft, sodaß wohl an Reichtum sie nur dem König selbst nachstand. Wer aber weiß, wie die Zauberdoctoren in alter Zeit

gearbeitet haben, wird nicht überrascht sein zu hören, daß Nings Stellung und Einfluß schon gar bald deren Neid und Haß weckte und daß sie ihr deshalb den Untergang geschworen haben.

Doch durften sie wohl bei einer solch angesehenen, und vom König so hochgeschätzten Person, nicht unüberlegt zu Werke gehen. Die Sache mußte gut ausgedacht sein, wenn sie nicht wollten, daß der Anschlag fehlging. Da kam ihnen ein Zufall zu Hilfe. Der König hatte ein junges Mädchen zur Frau genommen, wohl nicht, ohne zuerst Nings Meinung sich einzuholen, wie er es immer tat, wenn er ein neues Weib sich nahm. Diese neue junge Frau scheint ihm nun besonders lieb gewesen zu sein. Sie muß wohl besonders bei ihm gegolten haben. Als dies die Zauberdoctoren merkten, war ihr Plan auch schon fertig. Diese jüngste Frau des Königs mußte nun herhalten, Ningi zu stürzen. Sie redeten Lobengula ein, Ningi verheere dieses sein jüngstes Weib. Dieser Verdacht gegen



Raffini: Missionsstation (Mariannhiller Mission)

Ningi ließ nun Lobengula nicht mehr zur Ruhe kommen. Er mochte sich wohl anfangs sträuben, dieser Verdächtigung sein Ohr zu leihen, aber der Same war nun einmal in des Königs Brust gesät und ließ sich nicht mehr ersticken.

In einem Zornesausbruch vergaß sich der König eines Tages so weit, daß er Hand an seine eigene Schwester legte. So ist der Liebling am Königshofe dem Neid der Zauberer zum Opfer gefallen.

## 6. Lobengula als oberster Kriegsherr seiner Armee

Wie in einem früheren Kapitel schon erwähnt wurde, hat Lobengula nicht einmal sein Heer persönlich in die Schlacht geführt, aber trotzdem verstand er es, den obersten Kriegsherrn seines Landes zu spielen. Im allgemeinen hat er an der militärischen Organisation, die sein Vater geschaffen hatte, nichts geändert, nur hatte er manches noch besser ausgebaut. Um über seine Truppen als oberster Kriegsherr zu stehen und sie ihm ergeben zu erhalten, hat er sie häufig unangemeldet besichtigt.

In den letzten Jahren seiner Regierung war sein Ochsenwagen, der im Hofraum des Königskraals stand, meistens angespannt und er selbst schlief auf ihm. Am frühen Morgen gab er dann nicht selten den Befehl zur Fahrt nach einem Militärkraal, um dort Besichtigung zu halten. So war nie ein Regiment sicher, ob nicht der König plötzlich mit seinem Ochsenwagen auftauchen würde, um es zu besichtigen. Bei diesen Gelegenheiten gab es dann auch ein Fest, wobei der König einen starken Eingriff in seinen Viehbestand erlaubte und wobei Ströme von Bier noch die Ergebenheit seiner Regimenter erhöhten.

Der militärische Haupttag aber war die große Parade im Februar jeden Jahres, im Königskraal zu Bulaiwaho. Bei dieser Gelegenheit mußte sich wenigstens die Hälfte der ganzen Armee zur Parade einfinden. Diese Parade war selbst für Weiße ein großes Schauspiel. Diese Tausende von Matabelekriegern in ihrer phantastischen Rüstung, ihrem dröhnenden Kriegsgefang, machten einen imposanten Eindruck. Während des Kriegstanzes gab der König in feierlicher Weise sein Kriegsprogramm für das Jahr kund. Zu diesem Zwecke schleuderte er einen Speer in der Richtung, in der der Jahreskriegszug ausgeführt werden mußte. Nach der Parade und den Kriegstänzen wurde noch mehrere Tage bei Bergen von Fleisch und Kübeln von Bier die Feier fortgesetzt. Aber trotz aller Feier und Festlichkeit mag wohl eine etwas schwere Atmosphäre über dem Fest gelagert haben; denn es war auch der Erntetag der Zauberdoctoren.

Die ganze Armee Lobengulas bestand aus vier Hauptdivisionen. Jede Division hatte mehrere Regimenter. Ein Regiment war 700—1000 Mann stark. Das Alter der Soldaten eines Regimentes war immer ungefähr dasselbe. Die jungen Soldaten durften nicht heiraten ohne Erlaubnis des Königs. Im 1885 wird die Stärke der ganzen Armee Lobengulas ungefähr auf 15 000 Mann geschätzt.

Eine große Rolle spielte der Kriegsmediziner, der der einzige war, der vom erbeuteten Vieh auch seinen Anteil hatte; denn von seiner Medizin hing Sieg oder Niederlage ab. Er gehörte auch zum geheimen Rat des Königs, der gefragt werden mußte, wenn der König an Fremde Land abgeben wollte; denn nur das Land war Eigentum des Stammes, außerdem war der König Eigentümer aller Güter. Darum war Nungu, der Kriegszauberer, einer der bedeutendsten Männer im Königskraal Bulaiwaho.

Mit der Zeit aber begann die Armee Lobengulas zu veralten; denn das Zeitalter des Speerkampfes begann seinem Ende entgegen zu gehen. Die Nachbarstämme gingen vom Speer als Hauptwaffe allmählich zu den Feuerwaffen über und so waren seine wilden Regimenter gegen diese so ziemlich machtlos. Lobengula versuchte nun auf alle mögliche Weise seine Armee mit der Feuerwaffe auszurüsten, um ihre alte Schlagkraft aufrecht zu erhalten, aber er hatte den rechten Zeitpunkt dafür übersehen und seine Krieger gewöhnten sich schlecht an die neue Waffe. So waren sie den Stämmen im Westen nicht mehr gewachsen und es blieb ihnen als Feld für ihre jährlichen Kriegs- und Raubzüge nur noch der Osten übrig, wo die kriegsuntüchtigen Mashonas wohnten. In dem Veraltern des Matabelekriegsheeres lag auch dann schon die Wurzel für den Sieg der Weißen. Die Matabele mußten der europäischen Kriegskunst und den europäischen Waffen notwendigerweise erliegen. So bereitete sich schon Jahre vor dem Aufstand 1893, das tragische Ende des Matabelereiches vor.

(Fortsetzung folgt).

# Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Ein Ruck. Der Wagen hielt. Zwischen Birkengrün und Fährchen und weißen Mädchenkleidern weg löste sich eine Gestalt und sprang mit ein paar Sägen auf Werner zu.

„So, endlich habe ich dich ertwischt, du Mordsterk! Seit zwei Jahren suchte ich dich steckbrieflich. Dachte, der Nil hätte dich verschluckt! — — Also ist es doch wahr, . . . du bist wirklich . . .“

„Kuttenmann“, vollendete der Aberumpelte lächelnd, während ihn vom Wagen herab wohl zehn Augenpaare musterten.

Frater Mehren war weitergegangen, und Reinert bedeutete den Bewimpelten, ebenfalls weiterzufahren. Er selbst kam langsam mit Werner nach.

„Was in aller Welt hat denn dein alter Herr dazu gesagt?“ begann er wieder, während er Werners sehr veränderten äußeren Menschen von der Seite eingehend studierte. „Ich meine, soweit ich ihn kannte . . .“

Er brach ab, da er sah, wie ein Schatten über Herberts Gesicht glitt.

„Es ist gekommen, wie es kommen mußte“, entgegnete der ausweichend. „Wie geht es denn dir?“

„Ausgezeichnet, wie du siehst. Wir sind die Genießer, für deren Sünden du, armer Junge, büßen mußt. Aber, das muß ich dir verraten, dein und Helmut's Schritt wirkten damals auf die ‚Burgundia‘, und die ‚Fidelitas‘ insbesondere wie drei Kapuzinermissionen. Beinahe wäre die ganze Bande kopfüber in den Aschenfaß getreten. Ich gestehe, ganz habe ich diesen Plan noch nicht aufgegeben.“

„Wirklich nicht?“ lächelte Werner mit einem belustigten Seitenblick auf Reinerts hellen Sportanzug.

„Abrißens das Neueste: Ab nächster Woche bin ich Assistent an der Klinik deiner Heimat. Soll ich Grüße austreten?“

„O ja, bitte“, versetzte Herbert erfreut. Er hatte den lustigen Hans immer gerne gehabt, trotz seines forschen Draufgänger-tums, wohl gerade deshalb. Vielleicht, daß er ein wenig Sonnenschein daheim ins Elternhaus bringen konnte.

„Mach' dich ein wenig heimisch bei den Meinen. Du tuft mir wirklich einen Gefallen. Weißt ja . . .“

„Wüßte nicht, was ich lieber täte. Kann mir denken, wie leergebrannt die Stätte ist. Was fängt übrigens das verehrte Rufsingen an? Trägt wohl Wittvertrauer, was? Herbert! Herbert! — Er drohte

schalkhaft mit dem Finger. — „Ich ahne, da hast du was angerichtet!“

„Ich muß sagen“, fuhr er fort, als Werner schwieg, „für mich hatte Donna Ruth damals bei aller Ursprünglichkeit etwas Sinnahbares, Hoheitvolles, aber auch wieder Fesselndes, etwas, was vielleicht ernste Männer veranlassen könnte, die Klängen zu kreuzen. Man wird, ob man will oder nicht, unwillkürlich brav in ihrer Nähe.“

„Da hast du recht. Ruth ist ein Edel-mensch. Sie verjagt die Unholde der Schwermut aus meinem Vaterhause, die Mutter mir schrieb. Ich wünsche ihr ein Glück, wie es ihrer hochgesinnten Natur entspricht.“

Reinert war ernst geworden. Herberts schlichtes Wesen, sein idealer Sinn, der ein Glück, wie es nur wenigen Sterblichen blüht, einfach beiseite legte, nur weil es ihm ein Hindernis auf seinem Höhenstiege war, machte aufs neue einen tiefen Eindruck auf ihn. Wieder tat er einen Blick in die Sphären jener Geister, die den Körper nur mehr als den Diener in dem großen Kampfe betrachten, die Pfade klimmen, enge, schmale, auf denen nicht Platz ist für viele, — nur für einen, — für einen, der überunden hat.

Wieder, wie bei dem letzten Zusammen-sein in München, hätte er das Haupt entblößen mögen vor diesem Geheimnis, das ihm wohl ewig Geheimnis bleiben sollte. Ein mannhaftes Einsetzen für eine große Idee hatte ihm stets imponiert, selbst wenn diese auf unbewußtem Irrtum beruhte oder auch über seinen Horizont ging.

„Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt“, dieses kühne Goethewort war auch das seine.

Darum konnte er auch Herberts Vater von seinem Standpunkt aus verstehen. Er tat ihm leid.

„Herbert, sag mir eines: Bist du glücklich? Ganz glücklich? Fandest du, was du suchtest?“

Frater Werner empfand, wie selten vorher, das Glück seiner Berufung. Zärtlich glitt sein Auge an seinem schlichten Kleide herab.

„Mehr, als ich suchte“, entgegnete er mit Innigkeit. „Möge auch dein Teil auf Erden so reich werden wie der meine.“

„Wann wirst du getweicht?“ fragte Reinert unvermittelt.

„Genau weiß ich es noch nicht. Sobald meine philosophischen und theologischen

Studien beendet sind. Das kann noch ein paar Jährchen dauern.“

„Darf ich mit dabei sein?“

„Das wolltest du? Bist herzlich eingeladen. Vor allem schreib bald einmal, wie es den Meinen geht.“

„Selbstverständlich. Aber wie ist's mit der Zensur in eurem Kasten . . ., in eurem Kloster?“

„Ist ungefährlich, wo Brüder friedlich beisammentwohnen. Anarchistische oder nihilistische Ideen werden deine Episteln doch nicht enthalten?“

„Wer weiß! Bin doch noch ein ganz Unbefehrter.“

„Nun muß ich gehen. Leb' wohl! Daß es dir wohl ergehe!“ sprach Werner und reichte Reinert die Hand.

„Auf Wiedersehen, mein ehrwürdiger Freund! Leb' wohl!“

Eilig schritt Werner aus, den Gefährten einzuholen.

Er kam ins Pfarrhaus, wo er ihn anzutreffen hoffte. Der Pfarrer aber erklärte befremdet, daß er von einem Novizen nichts gesehen noch gehört habe. Sie gingen zur Kirche. Herbert vermutete, daß es den Schwerverringenden nach dem Frieden des Tabernakels verlangt habe. Er täuschte sich. Er fand keine Spur nirgends. Er mußte durchs Städtchen hindurchgegangen sein, hinaus in die Freiheit. Vielleicht hatte ihn nachträglich die Scham erfaßt, seine stürmische Seelentwelt dem Mitbruder aufgedeckt zu haben. Herbert kannte zu gut diese Eigenart, die lieber einsam verblutet als irgend jemand einen Blick oder ein Anrühren ihrer Wunden gestattet.

Er konnte nichts für ihn tun als ihn der göttlichen Vorsehung empfehlen.

Nach acht Tagen kam er ins Kloster zurück. Er hätte die Arme ausbreiten mögen, als er seine Zelle wieder sah.

Der Pater Magister war nicht überrascht, als er allein heimkam. Ein Brief, den er in der Hand hielt, gab ihm traurigen Aufschluß über Rudolf Mehrens Verbleib. Und gewährte ihm endlich Einblick in eine von tausendfachem Kämpfen und Lieben und Hasßen und Schwanken vulkanisch aufgewühlte Menschenseele. Es tat ihm weh, daß gerade dieser Novize, der anfangs so viel versprochen hatte, stets stolz und verschlossen eigene Wege gegangen war und den Notschrei seiner Seele erst zu ihm sandte, als es zu spät war.

Noch einmal las er traurig einen Teil des Briefes, der am Abende jenes Tages, da Herbert den Mitbruder vor dem Tabernakel gesucht hatte, geschrieben war.

„. . . Wäre ich vor einem halben Jahre zu Ihnen gekommen! Hätte ich doch den Mut gehabt! Ich würde Sie beschwooren

haben: „Helfen Sie mir! Halten Sie mich!“ Heute sage ich es nicht mehr, denn es ist zu spät. In mir ist alles tot, was einmal als Blut brannte. Nur nicht das Eine, für das ich keinen Namen habe. Was ich verließ, es lockt mich wieder mit tausend Stimmen. Meine Seele ist zu müde, um noch nach Rettung zu verlangen. Meine himmelstürmenden Ideale, Trümmer sind sie, verfohlte Glut. Nichts findet in meiner Seele noch Widerhall als der Todeschrei des Gekreuzigten: „Gott, warum hast du mich verlassen?“ Er hat recht getan, ein Schiff zu verlassen, das am Versinken war. Alle Quellen meiner Seele sind versiegt. Und da lauschte ich den Klängen wieder und sog die süßen Düfte ein, die aus den verlassenen Blütengärten der Welt in meine Wüste herüberwehten. Ich fand den Weg nicht mehr zu Gott — und nicht zu Ihnen — weil ich lieber verschmachten wollte, als vor Gerichtskranken stehen. Ich weiß, was den glänzenden Lichtträger ehemals aus seiner Höhe in den Abgrund stieß. Es hat auch mich aus seinem Frieden getrieben. Und doch will kein „mea culpa“ über meine Lippen.

Ich bin gegangen, weil ich gehen mußte. Aber ich weiß nicht, ob meine Seele nicht mit tausendfacher Sehnsucht nach der Zelle zurückverlangen wird, nach der Zelle, die ihr Kerker war. Vielleicht schon morgen.

Um diese Stunde gehen die Brüder zum Chorgebet. Wenn Sie den leeren Platz im zweiten Stuhl sehen, dann sprechen Sie ein „Miserere“ für einen Verlorenen. Oder nein, tun Sie es nicht. Was tot ist, kehrt zum Leben niemals wieder! . . . Verzeihen Sie, daß ein Unwürdiger den Frieden Ihres Hauses entweihte. Denken Sie, daß er auch ein Unglücklicher war, der grausam litt . . .“

Hier brach der Brief jäh ab. Keine Unterschrift, keine Angabe irgendeiner Adresse. Der Schreiber hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen.

Pater Fels war erschüttert von diesem schonungslosen Selbstbekenntnis. Der Ärmste! Wäre er doch eher zu ihm gekommen! Ihm hätte geholfen werden können.

Mehren war ein stolzer, schwer zu behandelnder Charakter, mit stark ausgeprägter Eigenart. Mit glühender Liebe zum Ideal und starker Begeisterungsfähigkeit, neigte er sehr zu Gegensätzen, bedurfte er einer zielsicheren leitenden Meisterhand, die er aber von Anfang an hart empfand. Hätte er sich durchgerungen und ausgeharrt, schlackenloses Gold würde einmal zum Vorschein gekommen sein. Er gehörte zu denen, denen die Ausertwählung nicht als freies Gnadengeschenk kampflos gegeben wird, die vielmehr

schwer darum ringen müssen. Daher auch die eigenen Zweifel an seiner Berufung.

Der besorgte Priester konnte einstweilen nichts tun, als die zerrissene Seele des Ringenden in die Hände Gottes legen.

Die Birkholts in Nürnberg waren ein altes Patriziergeflecht, Kaufleute von traditioneller Gediegenheit und Großzügigkeit. Ihr Geschlecht reichte bis weit über die Reformation hinaus. Birkholtsöhne hatten sich zu allen Zeiten in höchsten kirchlichen Ehrenstellen bewährt. Des Hauses ältester Sohn hatte stets vom Vater den reinen Kaufherrnschild übernom-

Berthold, ein junger Architekt und Neffe Birkholts, dem es in seiner „Möblierten“ zu einsam war, verlebte diese Abende mit seiner Braut meist bei den Verwandten.

„Daß Maria aber auch gerade heute wieder zu ihren Rangen mußte!“ äußerte er mißlaunig und dehnte sich im Klubsessel. „Ich glaube, sie ist nur mehr im Nebenamte Birkholtsche Haustochter.“

Der Hausherr zuckte die Schultern. Tante Elisabeth sah den Neffen strafend an.

„Rangen“ darfst du zurücknehmen. Es sind sehr liebe, artige Kinder im Vinzenzheim. Ich freue mich, daß Maria nicht,



Eingeborene Schwester beim Unterricht (Mariannahiller Mission)

men und seinem erstgeborenen Nachkommen vererbt.

Johannes Birkholt, der jetzige Hüter des alten Wappens, trug den alten Namen mit Sorge. Zwanzig Jahre war es her, da legten sie ihm sein Töchterchen in die Wiege, — seine Gattin in den Sarg. Mit ihr war auch in ihm etwas gestorben, das nie wieder aufleben wollte. Er war gedrängt und gemahnt worden, ihr eine würdige Nachfolgerin aus Nürnbergs Töchtern zu wählen, das alte Geschlecht nicht dem Sterben zu weihen. Er hatte es nicht vermocht. Ob lebend oder tot, seine Brigitta blieb ihm die treue, alleinige Weggefährtin, die nie ein anderes Bild verdrängte. Seine Schwester Elisabeth blieb gerne bei ihm im Elternhaus und wurde der kleinen Maria zweite Mutter.

Ein traulicher Abend im Frühherbst. Einer der wenigen, die Birkholt ganz den Seinigen widmen konnte. Ferdinand

wie so viele junge Damen, ihre Zeit verändelt und vergähnt. Die Kleinen in St. Vinzenz vergöttern sie.“

„Verzeihung, gnädigste Muhme. Aber fürchtest du nicht, daß dein Töchterchen dir eines Tages ein Nönnchen wird? He, Ohm, man munkelt schon!“

„Nanu, das ist mir das Neueste. Ich habe Munkeln von ganz was anderm gehört. Ob's Hand oder Fuß hat, wird nur meine Tochter wissen.“

Seine Schwester ließ die Häkelarbeit in den Schoß fallen und sah die beiden groß an.

„Zwei Sensationen auf einmal! Und ich habe keine Ahnung“, tat sie etwas verlegt.

„Ah, jetzt fällt mir's ein. Das letzte Gerücht läuft, seit mein junger Kollege hier ist. Ei, sieh da, unsere klatschhungrige Damentwelt!“ warf Berthold ein.

„Meinst du den jungen Mehren? Das ist, soviel ich weiß, am Stammtisch ver-

hechelt worden“, nahm Birtholt das angegriffene schöne Geschlecht in Schutz.

„Sawohl, Mehren! Ich habe ihn hier eingeführt, er hat ein paar Stats mit uns gekloppt, ein paar Arien mit Maria gespielt. Wupp, die Sache ist fertig. Das heißt, in Kränzchen und Kasinos.“

„Ja, in Kränzchen und Kasinos“, lachte Elfriede Stein, Bertholds Braut.

Birtholt war ernst geworden. „Was weißt du von Mehren?“ fragte er unermittelt.

Berthold sah den Onkel überrascht an und warf Tante Elisabeth einen vielsagenden Blick zu.

„Was ich von ihm weiß? So viel wie nichts. Ich weiß nur, daß ich ihn sehr schätze, mehr als irgendeinen andern jungen Mann meiner Bekanntschaft. Warum, weiß ich selber nicht. Jedenfalls ist er der bedeutendste Mensch und die interessanteste Psyche, die ich in meinem dreißigjährigen Dasein kennenlernte.“

„Ich glaube, du hast recht. Auch mir war der junge Mann vom ersten Sehen sympathisch. Nur — ich weiß nicht recht — wenn ich ihm in die Augen sehe, ist mir, als stände ich vor unlöslichen Rätseln.“

„Ich auch.“

„Weißt du nichts über seine Vergangenheit? Ihr geht doch öfter zusammen“, forschte Tante Elisabeth.

„Ich erfuhr nur von ihm, daß er ein Kind des Badener Landes ist, aus gemischter Ehe stammt und auf einer Auslandsreise mitten auf hoher See geboren ist, daß er weder Eltern noch Geschwister mehr hat, auch, wie mir scheint, keinerlei angenehme Heimat- oder Kindheitserinnerungen. In diesem Umstand mag man den Schlüssel zu seiner starken Eigenart suchen. Er ist ein sehr verschlossener Charakter.“

„Aber jedenfalls keiner, der mit der Herde läuft oder nach der Menge fragt“, entgegnete Birtholt nachdenklich. „Und solche sind zu unserer Zeit weiße Raben. Mehren scheint mir ein Mann, der noch an Ideale glaubt, aber vielleicht an solche, die in den Wolken liegen. Er scheint mir noch keinen festen Grund unter den Füßen zu haben. Er sucht noch.“

„Bist du aber ein prächtiger Seelenforscher, Onkel! Aber ich habe denselben Eindruck. Was meinst du, Tante?“

„Ich habe auf dem Winterfest der ‚Anitas‘ eigentlich nur Mehrenstudien betrieben! Einerseits war es mir ergötlich, wie die junge Damenwelt den neu aufgetauchten Helden umschwärmte, andererseits wollte ich feststellen, wie der ‚Löwe‘ die Huldigungen aufnahm.“

„Und das Resultat?“ lachte Ferdinand. „Hat er eine andere Methode als wir gewöhnlichen Sterblichen?“

„Ich glaube, er pendelt zwischen zwei Polen. Einmal fand ich ihn als feuer- und witzsprühenden Mittelpunkt eines sehr angeregten Kreises, als unermüdblichen Tänzer und Billardspieler. Gegen Mitternacht sah ich ihn zufällig im Teekabinett sitzen, ganz allein, den Kopf im tiefsten Grübeln in die Hand gestützt, eine Melancholie im Gesicht —! Ich war erstaunt oder vielmehr ergriffen. Er mochte sehr weit weg sein, denn er bemerkte mich nicht. Ich suchte nämlich Seefelds, die mit uns früh heim wollten. Nachher wurde Mehren vermißt, man suchte ihn. Ich habe sie suchen lassen. Er war ohne Abschied weggegangen, und die Gesellschaft hat ihn monatelang nicht mehr gesehen.“

„Vielleicht hat er Sorgen“, wandte Birtholt ein.

„Nein, nein. Seine äußeren Verhältnisse liegen sehr klar, klarer als seine Vergangenheit. Einem Gerüchte zufolge hat er theologische Träume gehabt. Ich möchte es glauben. Vor längerer Zeit sah ich ihn abends beim Dämmern durch ein Seitenportal in die Klosterkirche gehen. Ich suchte ihn, hatte Geschäftliches mit ihm zu besprechen. Unerwartet Stunden wartete ich auf ihn im Café gegenüber. Ich glaube, er ist an dem Abend nicht mehr herausgekommen. Ob ihm die Mönche Nachtschlaf gegeben haben?“ Er zuckte die Schultern.

„Merkwürdig!“ entgegnete Birtholt. „Aber der Mann gefällt mir.“

„Ich denke, wir laden ihn zu unserer kleinen Gesellschaft ein an Marias zwanzigstem Namenstag“, sagte Tante Elisabeth nachdenklich.

Die Tür ging auf, und die Tochter des Hauses kam herein, mit strahlendem Gesicht, in äußerst guter Stimmung.

Sie grüßte munter und ließ sich neben ihrer Tante nieder.

„Gines, teure Kusine“, sagte Berthold, ehe sie noch ein Wort gesprochen hatte, „spar deine Verlautbarungen in puncto Vinzenz- und Elisabethhaus für morgen. Laß uns diese kostbare Stunde zum Projektieren des nahen Festes ausnützen.“

„Festes? Mir feins bekannt.“

„Nun, kleines Nönnchen, feierst du nicht nächste Woche deinen zwanzigsten Namenstag? Das hast du wohl über ‚Ringelreih‘ und ‚Blinde Kuh‘ vergessen?“ neckte Elfriede.

Maria lächelte. Birtholt sah voll Stolz auf seiner weichherzigen Brigitta liebevolle Tochter.

„Nun, was ist da groß zu überlegen? Ihr habt doch sonst immer alles arrangiert bei solchen Gelegenheiten.“

„Es geht um die Einzuladenden. Wen will das Festkind zum Partner haben?“

„Mir ganz einerlei.“

„Ich dachte, meinen Freund, den Architekten.“

„Herbholz?“

„Nein, Mehren.“

Ein jähes Rot stieg in das vorher so gleichmütige Mädchengesicht.

Verwirrt griff sie nach Tante Elisabeths Häkelmuster und sagte, seinem Blicke ausweichend: „Du mußt es wissen. Wenn er . . . wenn es Herrn Mehren recht ist!“ Ihre Hand, die die feine Häkelarbeit musterte, bebte leise.

„Abgemacht! Und wer soll noch alles eingeladen werden?“

„Sehr wenige, bitte. Nicht wahr, Tante? Vater, du meinst doch auch, daß wir nur im kleinen, gemütlichen Kreise feiern, wenn es schon nicht ganz zu umgehen ist.“

„Also wie beim Maifest zu deinem achtzehnten Lenz“, schlug Berthold vor. „Weißt du dann vielleicht noch eine Dame, mit der wir Freund Herbholz behaftet könnten? Der arme Kerl tut mir leid. Solch ein Toggenburgergeschick trägt sich schwer.“

Er sah Maria forschend an. Aber ihr Gesicht war unergründlich.

„Wißt ihr, was ich möchte? Ruth Heltorf einladen. Ob sie kommt, ist allerdings eine andere Sache. Sie ist sehr still geworden, seitdem ich im Februar zum Eislaufen am See war. Ich erwarte sie seit Monaten.“

„Ah, die „Mignon“ von Valkenburg?“ rief Berthold. „Ich habe sie ja damals bei unserer Rheinreise kennengelernt. Ganz was Apartes. Die braunen Augen dieser Donna Ruth vergißt man nicht so leicht. Und sie ist doch eigentlich nicht, was man so gemeintweg schön nennt. War sie nicht quasi mit einem Better fünften Grades verlobt?“

„Verlobt eigentlich nicht, aber es war schweigendes Abereinkommen von jeher. Es ist nichts daraus geworden, weil — du räthst nicht, warum.“

„Nun, da ist eben einer von den beiden abgewichenkt. Kommt alle Tage vor.“

„Mitnichten. Dr. Werner ist Missionskandidat in T.“

„Wa— as?“

„Ja nun, warum wundert dich das? Ist für den Herrgott und seine Sache irgend was oder irgend jemand zu schade?“ warf Tante Elisabeth ein.

„War Werner nicht der einzige Sohn? Und sein Vater — Freimaurer?“ fragte Birkholt im höchsten Grade interessiert.

„Allerdings. Ich kann die Tragik nicht ausdenken, die noch jetzt über dem einst so frohen Wernerschen Hause liegen mag. Deshalb mag Ruth auch wohl so schweigsam sein“, gab Maria ernst zurück.

„Davon mußt du mir Näheres erzählen. Das hört sich ja an nach Mohnius und

Franziskus. Ich meine, das ist schon Helldentum, von einer Ruth Heltorf geliebt werden und dann — den schwarzen Rof anziehen.“

„Weißt ja gar nicht, daß sie ihn liebte“, warf Elfriede dazwischen.

„Das wußten wir schon im Kloster“, sagte Maria versonnen. „Deshalb war Ruth auch allen so interessant. Herbert Werner war einmal mit seiner Mutter in Valkenburg. Wir sahen ihn mit ihr und Ruth im Garten. Von dem Tage an war Ruth die Allbenedete. Wie mag sie es tragen?“

„Schade, den jungen Mann hätte ich kennen mögen“, sagte der Hausherr nachdenklich. „Ein Trost, daß unser Jahrhundert noch solche Geister zeugt.“

„Meine Reverenz solchem Übermenschen! Aber wer kann aus seiner Haut? Es muß ja auch Alltagsmenschen geben. Servus! Es schlägt zehn. Gute Nacht!“ Berthold stand auf.

Im Kamin verglomm die letzte Glut. Nach einer halben Stunde lag Haus Birkholt in Ruhe und Dunkel. Nur Maria saß noch eine Weile sinnend bei abgedämpftem Licht und träumte in die herbstliche Nacht. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an ihre Pensionsfreundin Ruth Heltorf. Woher das tiefe Heimweh nach einer jungen, verstehenden Freundin kam, Maria Birkholt wußte es in dieser Abendstunde selber nicht.

Es war am Tage vor dem Feste. Maria ging mit ihrem Vater über die Promenade, um frische Blumen für die Tafel zu besorgen.

„Freust du dich?“ fragte Birkholt und sah sie forschend an.

„Sehr, Vater.“

„Früher war dir ein Herumtollen mit deinen Vinzenztrabanten lieber als z. B. der Ball bei Landrats, der doch die ganze Jung-Mädchen-Welt entzückte. Weißt du, dein Papa hat hie und da Herzhangen um sein Töchterchen gehabt.“

„Warum?“

„Deine Mutter hat in ihrer Jugend Klostergedanken gehabt. Und da meinte auch Tante Elisabeth, ihre Tochter könnte erblich belastet . . . wollte sagen, bedacht sein.“

„Als Mütterchen dann aber meinen herrlichen Papa kennenlernte, hat sie doch nicht Nonne werden können, nicht wahr, Väterchen?“ kam's leise zurück. Birkholt sah, daß ein weicher Glanz in den Augen seiner Tochter aufleuchtete.

„Ach, was Ernstes wird es auch mit dem Nonne-werden-wollen nicht gewesen sein. Vielleicht so eine Pensionatschwärmerie. — Weißt du auch, Kind, daß du —

schon viele Hoffnungen zum Tode verurteilt hast? Beschweren dich so viele Trümmern nicht?“ lächelte er gutlaunig.

Sie blieb ernst.

„Vater, ist ein einziger bis jetzt gekommen, der — auch einmal nach anderem gefragt hätte als nach meines Vaters Tochter? Etwas nach — meiner Seele?“

„Und ist er nun gekommen?“

Sie wandte das erglühte Gesicht zur andern Seite und sagte leise: „Ich weiß es nicht!“

Sie waren an der Blumenauslage angekommen. Maria wählte weiße und rote Rosen. Es waren die letzten.

„Früher hattest du nur die weißen gern“, äußerte ihr Vater verwundert. „An deinem achtzehnten Geburtstag war alles Wärme, Rote verbannt. Mir tat's eigentlich leid.“

„Ich weiß selbst nicht, Vater, warum ich jetzt auch die roten so gerne habe. Ich glaube, Ruth Heltorf hat sie auch gern. Damals hatte ich das weiße Arrangement den Schwestern von Maria Hilf für das Ewige Gebet zugedacht, das am folgenden Tage war.“

„Kommt Ruth Heltorf?“

„Sie hatte erst abgeschrieben. Aber auf mein Ultimatum hin hat sie zugesagt.“

„Auch Architekt Mehren hatte erst abgelehnt, aber ich habe ihn selbst nochmals gedrängt. Ich schätze ihn sehr, Maria.“

Wieder forschte er in den Zügen seiner Tochter. Was er feststellte, machte ihn sehr glücklich.

Maria war froh, daß sie gerade Bekannten begegneten, die sie der Antwort überheben. — — —

Das Fest war da und hatte eine Fülle leuchtender Herbstsonne mitgebracht.

Ruth Heltorf kam am Vorabend. Maria ging ein unbeschreibliches Gefühl durch und durch, als sie die Freundin nach einem halben Jahre wieder sah. Unsagbares mußte Ruth erlebt haben. Es lag eine Reife und Abgeklärtheit über ihr, daß Maria sie auf dem Wege vom Bahnhofe immer wieder ansehen mußte.

„Ich glaube, Ruth, du bist nicht gerne gekommen“, fragte sie nach der Begrüßung.

„Zu dir kam ich gerne. Nur wäre ich lieber zu anderer Zeit gekommen. Ich weiß nicht, ob ich zum Festfeiern taug“, gab Ruth verhalten zurück.

„So warst du früher nicht, obgleich du lautem Trubel abhold warst. Ich meine, solch ein kleines Familienfest im kleinen, ausgewählten Kreise! Ubrigens, wie steht's daheim am See?“

„Gut. Ich habe viele Grüße mitgebracht. Es ist ziemlich still bei uns geworden, seit du das letztemal bei uns warst.“

„Ich weiß . . .“

In Ruth Heltorfs Augen lag ein Ausdruck, der Maria schweigen ließ.

„Ich hatte große Sehnsucht nach dir, Ruth. Ich glaube, das Fest hätte mich nicht gestreut, wärest du nicht gekommen.“

„Eines möchte ich dir gleich nur sagen, Maria: Ich tanze morgen nicht!“

Maria Birkholt erschraf fast vor dem müden Ton, in dem Ruth sprach. Sie entgegnete nichts, denn auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ging eben ein Herr grüßend vorüber. Ruth Heltorf sah, daß ein tiefes Rot der Freundin bis in die Stirn stieg, und sah sie fragend an.

„Architekt Mehren“, gab Maria mit leiser Stimme Bescheid. „Er ist ein Freund meines Veters. Den kennst du ja. Ferdinand führte ihn bei uns ein. Vater schätzt ihn sehr.“

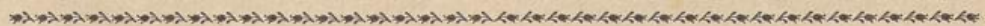
Um Ruth Heltorfs Mund spielte ein Lächeln. Aber sie sagte nichts.

„Du mußt erst ein Stündchen ausruhen, ehe du Vater und Tante begrüßest, Ruth. Du siehst furchtbar abgepannt aus“, sagte Maria bestimmt, als sie daheim Ruth auf ihr Zimmer begleitete. „Überhaupt“, sie legte den Arm um die Schultern der Freundin und sah ihr tief in die Augen, — „du scheinst mir sehr verändert. Bist so still — und so ernst — und — ich weiß nicht, ich habe keinen Namen dafür.“

Sie legte beide Arme um Ruths Nacken und drückte ihre heiße Wange an der Freundin kühle. „Ruth, ich glaube, du leidest.“

Aber Ruths Gesicht ging ein weher Zug. Sie wandte den Blick weg, hinaus in den verglühenden Herbsttag. Dann sah sie Maria an, und in diesem Blicke lag eine Resignation und Traurigkeit und eine flehende Bitte: „Frag mich nicht!“ daß Maria die Tränen in die Augen stiegen. Leise, fast scheu küßte sie Ruths Stirn. Als sie sah, wie es um ihren Mund zuckte, ging sie still hinaus und ließ Ruth allein.

(Fortsetzung folgt)



Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinlaust gerne gestattet.  
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck der Missionsdruckeret St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben